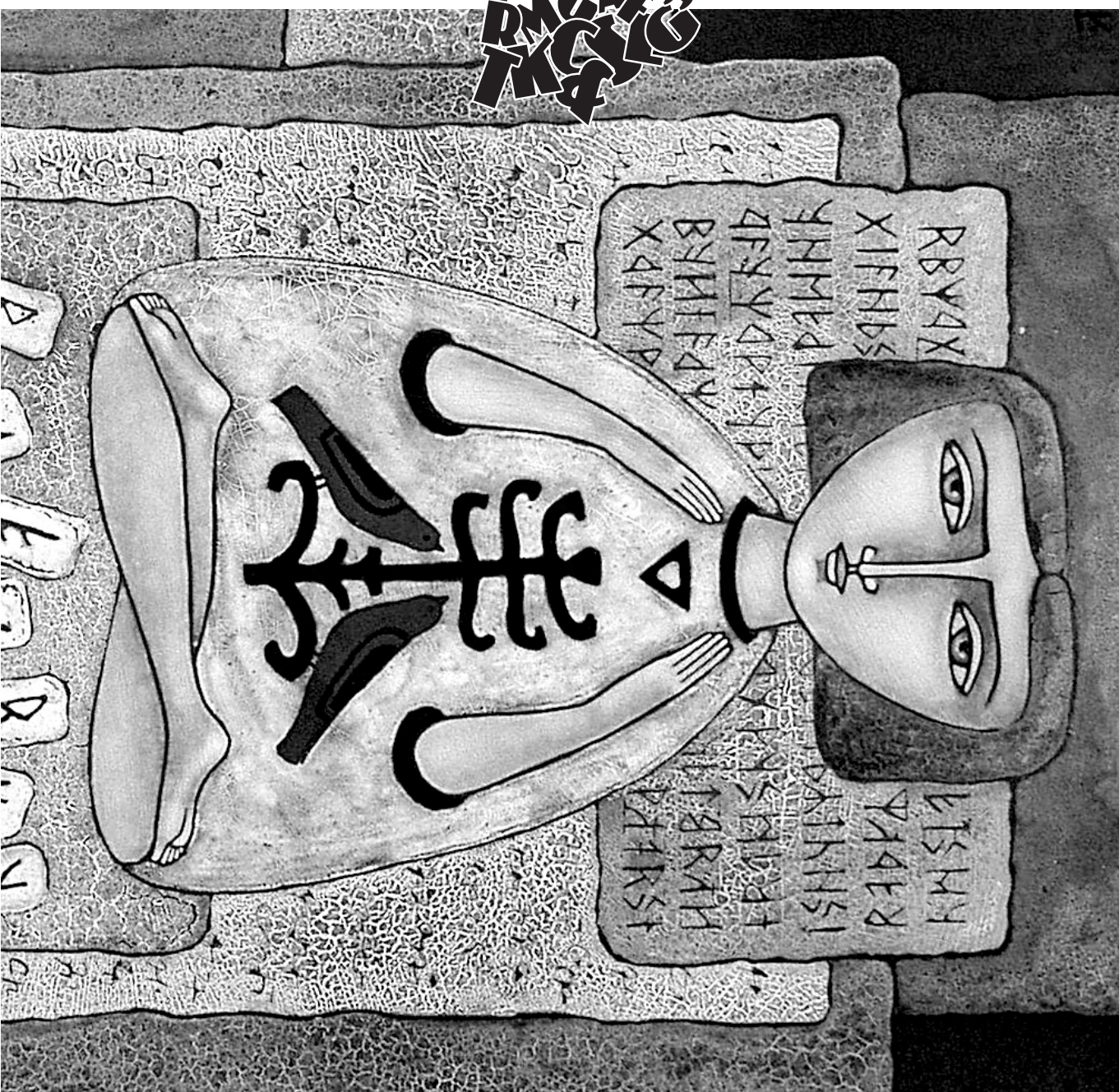


Journal für Literatur und Graphik

500 GRAMM

ISSN 2190-5835

Nov. 2010 3,80 €



EDV-BERATUNG HANS-WERNER BONGARDT

seit 1986



- **Netzwerk**
- **Schulungen**
- **PC-/Notebook-Service**
- **Reparaturen**
- **Tinte, Toner**

Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag
 9.00 bis 18.00 Uhr
 Pause 12.30 bis 14.30 Uhr
 Samstag
 9.00 bis 13.00 Uhr

Rathausstraße 14
 53225 Bonn-Beuel

Tel. (02 28) 4 29 81 93
 Fax (02 28) 4 29 81 94

info@bongardt-bonn.de
 www.bongardt-bonn.de

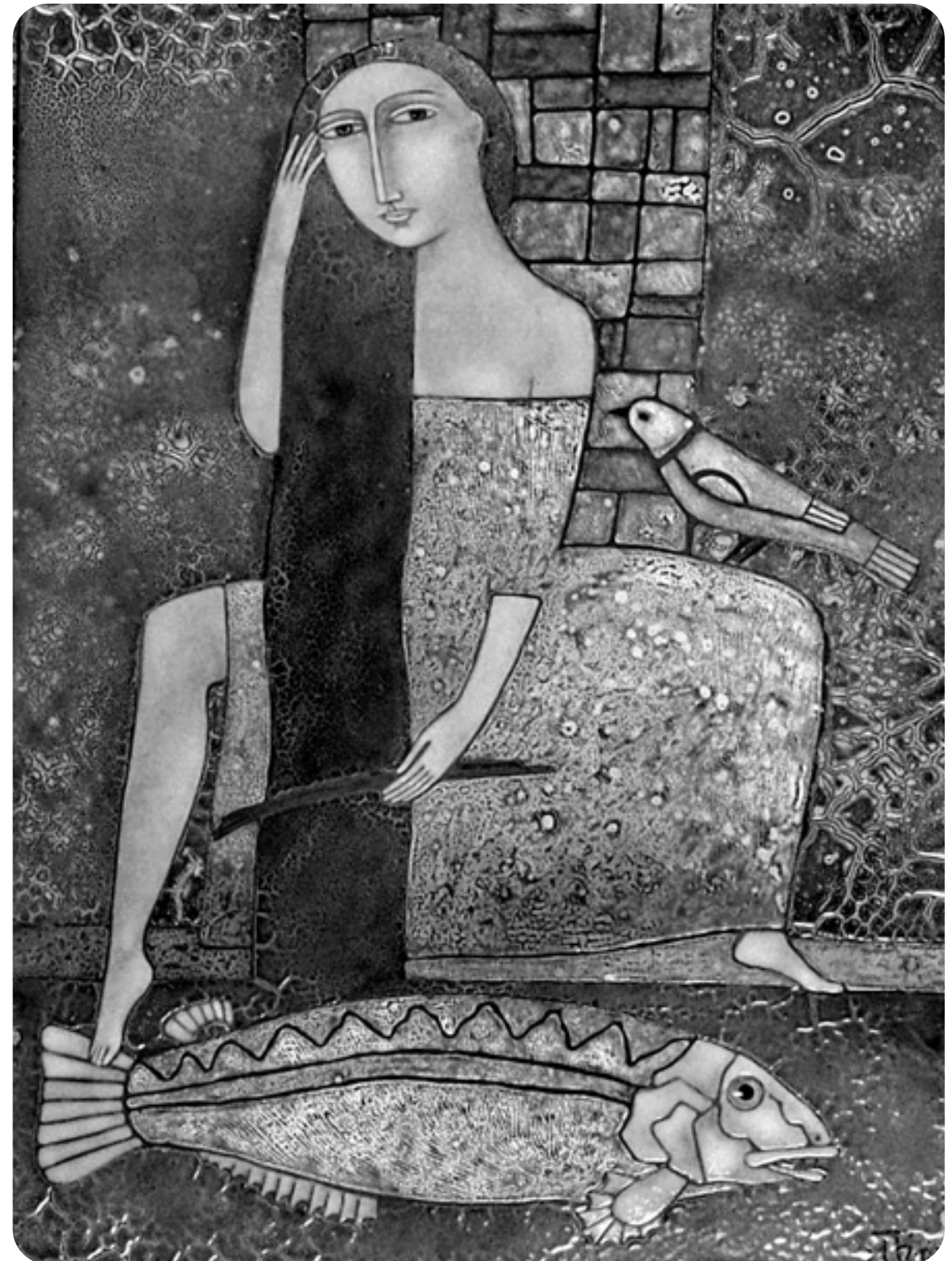
INHALT Nr. 2

Editorial	Bedenken, daß Dichtung ...	2
Hubert Katzmarz	Radio	4
Jürgen Born	Wittgensteiner Apfelbaum	5
Sailam Dynsoupe	Verrat versagt!	6
Dietmar Hübner	Trübung/Asyl	9
Michael Blasius	Münzrecht	10
Christian Thielscher	Manchmal träume	14
Ulrich Bergmann	Venedig	15
Ludmila Petrowna Baizajewa	Emaile – haltbare Kunst	16
Ulrich Bergmann	Der Goldschatz /– nie	18
Gloria Mendoza Borda	Tanz einer verliebten Kranichfrau (Danza de una grulla enamorada)	20
Hans-Wolfgurd Sikkeborg	Den Dingen auf den Grund	22
Sarah Rudolf	Etude Op. 8, No. 12/Patricia	23
Richard Lennek	La Luna	24
Uli Kaup	Voll Mond	24
eje winter	unterm mond	24
peter linden	oh mensch!	24
Helmut Schmelmer	Die Sonne	25
Tobias Zynglein	Gierick	25
Uli Kaup	Mondscheinrhapsodie	25
Monika Lamers	Anstalten zu einer Italienischen Reise	26
Dieter Fraeulin	Wiederholung II	28
Richard Lennek	Querschläger	28
Annakutty Valiamangalam	Zweites Abendgebet eines Waisenkindes	29
	Impressum	U3

EDITORIAL

Bedenken, daß Dichtung weder Belang noch Bedeutung habe angesichts globaler Gefährdung, Kriegen und Klimakatastrophe, verhindern und verweigern eine Dichtung, die von Belang und Bedeutung wäre angesichts geweissagten Weltuntergangs und dessen politischer Bewerkstelligung, jene Dichtung nämlich, die entgegentritt dem Kollaps der Erde, der ausgelöst wird von solchen, die den Untergang der Welt jedenfalls in Kauf nähmen und allemal noch vorzögen einem Verfall ihrer Macht und ihrem Ruin, wenn ihnen nicht entgegenträte diese noch denkbare Dichtung voller Menschlichkeit, Hoffnung und Mut, voller Vernunft und Geschichte, ohne die es weder Menschlichkeit noch Vernunft, weder Hoffnung noch Geschichte geben wird und vor allem keine Bedenken, daß Dichtung weder Belang noch Bedeutung habe, statt jene Dichtung zu denken, zu verfassen und zu veröffentlichen, die unentbehrlich ist angesichts einer gefährdeten Welt.

Die Redaktion



Ludmila P. Baizajewa, »Wahrsagerin«

Sechzehn Uhr zehn. Sie hören den Kulturkanal auf Ihrem Sender. Es folgt »Die Bücherkiste – Aktuelles aus der Welt der Literatur«. Heute: Verleihung des Ingeborg-Bachmann-Preises.

Guten Tag, liebe Hörerinnen und Hörer. Ein herzliches Willkommen zu unserer heutigen Ausgabe der »Bücherkiste«. – Sie werden es in den Nachrichten gehört haben, daß der 29jährige Berliner Schriftsteller Hans-Michael Sokkolowski beim diesjährigen literarischen Wettbewerb in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen hat. Hans-Michael Sokkolowski ist von Beruf Psychiater und Psychoanalytiker, er hat in Medizin und Germanistik promoviert. Im vergangenen Jahr legte er seinen ersten Roman »Ödipus oder Bekenntnisse eines Psychopathen« vor. Darin schilderte er fachkundig und voller Ironie den Lebensweg eines Muttermörders. Das Buch machte seinerzeit Furore, wegen, wie es ein Kritiker formulierte, »der sensiblen Einfühlung in die Welt eines kranken Hirns unter Wahrung humorbetonter Distanz zu seinem Gegenstand«.

In diesem Jahr nun konnte Sokkolowski die Klagenfurter Jury mit seiner neuen Erzählung über einen Vatermörder überzeugen, die den programmatischen Titel »Anti-Ödipus oder Neue Bekenntnisse eines Psychopathen« trägt. Für uns war Sabine Bäuerlein-Füsse-neck dabei. Sie sprach mit dem frischge-kürten Preisträger unmittelbar nach Bekanntgabe des Jury-Entscheids.

Sabine Bäuerlein-Füsse-neck: Herr Dr. Sokkolowski, wie fühlt man sich als Sieger in einem Wettbewerb mit so zahlreichen TeilnehmerInnen? Ist es reine Freude oder eher Erleichterung oder gar eine Bürde im Hinblick auf die Erwartungen, die das Publikum nun in Sie setzen wird? Ich denke da zum Beispiel an die Untersuchungen Ihres Kollegen Professor Windreich aus Wien, der in einem vielbeachteten Vortrag über die »Notwendigkeit einer post-laudationalen Betreuung zur libidinösen Bearbeitung von Ovationstraumata« sprach. Allerdings hat Professor Windreich seine Erkenntnisse an Hand von Olympia-SiegerInnen gewonnen. Eine umfangreiche Studie zu Nobelpreis-TrägerInnen läuft noch. Erste Er-

gebnisse sind nicht vor Mitte des nächsten Jahres zu erwarten. Bis dahin müssen wir uns also mit Spekulationen begnügen, die mehr oder weniger plausibel sind. Aber eine solche Vagheit, ja Unsicherheit, ich möchte es einmal so formulieren, eine geradezu ins Schicksalhafte gewendete Unplanbarkeit des menschlichen Lebens, ist es nicht genau dies, was den SchriftstellerInnen wie überhaupt KünstlerInnen Perspektiven und Tätigkeitsfelder eröffnet? Ist nicht genau dies die *conditio sine qua non* allen künstlerischen Schaffens? – Denn hat nicht schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts – korrigieren Sie mich, wenn ich irre! – August Springfeld, der neo-dadaistische Performance-Künstler, Klänge, Farben, Formen und Buchstabengruppen mit Hilfe eines Zufallsgenerators im Computer erzeugt, weil er den MenschInnen einer »durchrationalisierten und verwalteten Welt das Ins-Chaos-Geworfensein« wieder bewußt machen wollte? Damit knüpfte er an die klassische europäische Philosophie an, bevor sie ihren Paradigmenwechsel in die Aufklärung hinein vollzog. Von diesem Ort aus kann natürlich leicht



Luchmila P. Baizajewa, »Spaziergang II«

Jürgen Born
Wittgensteiner Apfelbaum

Viel zu knorrig war dein Stamm
mein Apfelbaum
lehnte mich fast nie an dich
doch: voller Anmut deine Krone
(mein Blick in die Lüfte)
und sauer waren deine blassen Äpfel
und so weich dein Laub
in dem wir lagen
Kinder des Herbstes

Donnerstag, 26. November 2009

Jürgen Born (*1956), Sprachenlehrer und Weltbummler. Evangelischer Bauernsohn und damit bestraft genug, aufgewachsen im Versauerland. Nach Aufenthalt in Kairo, Frankreich, China hat er in Spanien sein home from home gefunden.

Sailam Dynsoupe
Verrat versagt!

Skeptiker halten auch die Wahrheit für irrtumsfähig.

Wahrhafte Zyniker predigen Hoffnung.

Linientreue ist Verrat:
Sie zwingt zum Verlassen des Standpunkts.

Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Standpunkten ist der Umweg.

Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Standpunkten ist eine Sackgasse.

Gerade Verräter kennen Überzeugungen.
Sie fertigen darüber Dossiers an.

Wer den Verrat bezahlt,
hält ihn für Aufklärung.

Staatsverräter verraten den Staat –
an das Volk.

Wer den Verrat bezahlt,
ist ebenfalls sein Opfer.

Verrat müht sich um Wahrheit.
Was denn sonst lohnte sich zu verraten?

Dies ist der schwerste Verrat:
ihn nicht zu begehen.

*Sailam Dynsoupe (*1959 in Tunis),
vier Jahre Légion Etrangère, Studium
der Sprachwissenschaften; Übersetzer,
freier Journalist und Schriftsteller.
Aphorismen und Sinnzeilen.*



die Brücke zu den Philosophien anderer Kulturen geschlagen werden. Ich denke da insbesondere an die Ying- und Yang-Vorstellungen asiatischer Weltdeutungen oder den sibirischen Schamanismus, aber auch an die Gaia-Hypothesen, die dem Mutter-Erde-Prinzip entsprungen sind und vor allem das indianische Denken erfüllen. Nicht zu vergessen der afrikanische Animismus – hier soll niemand ausgegrenzt werden. Eine solche Position wurde um die Jahrhundertwende, die – wir erinnern uns – gleichzeitig Jahrtausendwende war, von der Künstlerin Sylvie-Marie Bonnekamp-Stukenbrock aufgegriffen. Sie formte aus mit chinesischen Schriftzeichen bedrucktem Papier afrikanisch inspirierte Masken und führte unter lautem und rhythmischem Rezitieren platonischer Dialoge indianische Tänze im Rahmen einer schamanischen Heilungszeremonie auf. Von alledem ist in Ihrem Werk, Herr Dr. Sokkolowski, nichts zu finden. Sie greifen weit bis in die prä-post-neo-dadaistische Epoche, nämlich bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, als man noch glaubte, das Elend der Welt mit Pop-Kultur versüßen zu können. Ich habe hier das Manuskript Ihrer Erzählung »Anti-Ödipus oder Neue Bekenntnisse eines Psychopaten« vor mir liegen, und ich muß sagen, daß es in einem sehr konventionellen Kleid und keineswegs avantgardistisch daherkommt. Das Papier ist normales Recyclingpapier, was in seiner schlichten Verwirklichung des politisch Korrekten auf Harmoniebedürfnis hinweist und die Konstitution des Subtextes mitbestimmt. Damit korrespondierend ist das Papier rechteckig im DIN-A4-Format geschnitten, und die Buchstaben sind Buchstaben und sonst nichts. Außer ihrer Bestimmung, Text zu formen, transzendieren sie gar nichts. Kein Hinausdeuten auf eine dahinterliegende Ideensubstanz, wie etwa die Allegorisierung von Schrift ins Archetypische. Dabei hat der berühmte Psychoanalytiker D. H. Alt schon sehr früh darauf verwiesen, daß die Rundungen des großen »B« durch ihre Formgebung das kulturübergreifende Prinzip des Weiblichen symbolisieren. In Ergänzung dieser bahnbrechenden Arbeiten forschte die Grande Dame der deutschen Psychoanalyse Käthe Limperich nur wenig später an den aufwärtsweisenden Strichen

der Buchstaben klein »b« und klein »d« sowie den abwärtsweisenden Strichen der Buchstaben bei klein »p« und klein »q«. Die Heftigkeit, mit der bis heute um die Rechtschreibreform gerungen wird, mag in solchen Erkenntnissen eine Erklärung finden. Beatrice Weisser wies zum Beispiel in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die feministische Dimension einer jeden Rechtschreibdebatte hin. – Ich sehe hier in Ihrem Text, Herr Dr. Sokkolowski, eine exakte, ich möchte fast sagen, penible Umsetzung der Schulorthographie. So was in der heutigen Zeit zu wagen, kann nur als transzendierender Akt per se gedeutet werden. Angesichts der aktuellen Diskussion um eine Rechtfertigung des post-neo-dadaistischen Kulturstrukturalismus mitteleuropäischer Prägung, der, wie man weiß, bewußt die Nähe zum Zen-Buddhismus im Sinne der tibetisch-mikronesischen Erneuerung sucht und als typisch europäischen Beitrag die Chaostheorie der Mandelbrot-Mengen in die Formgebung einbrachte, mutet Ihr Text in seiner altertümelnden Gediegenheit schon fast wieder zukunftsweisend an, man muß nur bereit sein, die neo-hinduistischen Zirkeltheorien der Seelenwanderung als Modell für die Kulturgeschichte zu akzeptieren.

Hans-Michael Sokkolowski: Ja, nun, nicht ganz. Wenn ich mal kurz was einwerfen darf ...

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Die Preisträgerin des letzten Jahres, Ihre unmittelbare Vorgängerin also, Claudine-Claudine, sprach in ihrer Dankesrede von der »ewigen Wiederkehr des Schicksals« und meißelte den Gedanken in das eindrucksvolle Bild vom Mühlstein, der »angetrieben von den Winden, die kommen und gehen, wie Schiwa es befiehlt«, alles menschliche Streben zermalmt. Man erinnere sich: Claudine-Claudine hatte auf dem Vortragspult einen kleinen Reißwolf aufgebaut, der das Manuskript während des Lesens Stückchen für Stückchen auffraß und damit sein Angelegtsein als vorläufiges und endliches Provisorium vor aller Augen bloßlegte. Gerade die Beiläufigkeit und Konkretheit des Vernichtungsaktes gab der claudine-claudineschen Poesie diese wunderbar unergründliche Tiefe. Sind damit



Ludmila P. Baizajewa, »Mahl«

nicht Maßstäbe gesetzt, an denen sich die Nachfolgenden messen lassen müssen?

Hans-Michael Sokkolowski: Schon. Aber wenn ich mal kurz einwerfen darf ...

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Wie bewerten Sie selbst Ihre Mißachtung der aktuellen Standards? Ist das eine Art Provokation in dem Sinne, daß in einer Zeit, da die Provokation zum Standard geworden ist, wahre Provokation nur noch durch demonstrative Bravheit zum Ausdruck kommt? Oder ist es eher



eine Suche nach dem Halt in einer haltlosen Welt, ein Seelentrip in den mütterlichen Schoß des überwundenen geglaubten rationalen Paradigmas?

Hans-Michael Sokkolowski: Eigentlich möchte ich nur gute und spannende Bücher schreiben. Ich möchte den Leser unterhalten, ihm ein paar vergnügliche Stunden bereiten. Wenn er dabei noch etwas lernen kann, warum nicht? Wer kommt heutzutage schon mit Verrückten in Kontakt? So was fasziniert. Die Menschen haben eine Affinität zum Verrücktsein, zum Bösen ...

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Herr Dr. Sokkolowski, damit sprechen Sie eine literarische Position an, die längst überwunden ist. Die berühmte Kritikerin Astrid Tassler hat das, was Sie hier umreißen, einst höflich mit »Boulevard« umschrieben und später keinen Hehl daraus gemacht, daß sie »Schund« meinte. Gestatten Sie mir bitte meine Zweifel daran, daß Sie als Arzt und Psychiater bloß auf den Voyeurismus des Publikums abzielen! Wie wollen Sie dann Ihren Erfolg ausgerechnet auf einem Avantgardefestival erklären? Geben Sie's zu: Sie kokettieren!

Hans-Michael Sokkolowski: Nein, ich meine das ernst.

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Gerade Ihr Fach, die Psychoanalyse, hat die libidinöse Verstrickung von künstlerischem Schaffen und Eitelkeit herausgearbeitet. Gehen wir direkt in Ihren Text! Da bringt ein junger Mann, der von seiner Mutter als Kind verführt wurde, den Vater auf denkbar grausamste Weise um, eine Variation des Themas aus Ihrem ersten Buch, wo ein junger Mann, der von seinem Vater als Kind verführt wurde, die Mutter auf denkbar grausamste Weise umbringt. Das schildern sie sehr verhalten. Das Boulevardpublikum aber würde sich gerade an der minutiösen Schilderung von Grausamkeiten ergötzen. Indem Sie darauf verzichten, machen Sie doch deutlich, daß den Voyeurismus zu bedienen nicht Ihre literarische Absicht ist.

Hans-Michael Sokkolowski: Nein, natürlich nicht. Ich glaube, es liegt hier ein Mißverständnis vor. Mir ging es einerseits um die Schilderung der Psychodynamik, die zu solchen Taten führt, und andererseits um die parodistische Aufdeckung von Mythen und Fehldeutungen, die sich um heikle Verbrechen dieser Art ranken. Jedenfalls ging es mir nicht um die Darstellung von Grausamkeiten.

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Jetzt wollen Sie mir aber hintenherum doch eine Transzendenz unterjubeln, die Sie so heftig dementieren. Darf ich einen Versuch zur Deutung wagen? Der Verrückte steht bei Ihnen für das zerbrochene Individuum in einer Welt voller zerbrochener Realitäten, stimmt's? So erklärt sich auch das Wohlwollen der Jury-MitgliederInnen. Man hat Sie durchschaut und den tieferen Gehalt Ihres Textes sehr wohl erkannt. Was meinen Sie dazu?

Hans-Michael Sokkolowski: Vielleicht haben sich die Preisrichter auch nur gefreut, eine Geschichte bewerten zu dürfen, die sich lesen und vorlesen läßt, ohne daß es dazu der Kunstinstallationen bedarf. Und wer's unbedingt avantgardistisch haben möchte, der kann aus meinem Manuskript Papierschwalben falten und sie fliegen lassen.

Sabine Bäuerlein-Füsseneck: Ein nettes Schlußwort, Herr Dr. Sokkolowski. Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Das war unsere Sendung »Die Bücherkiste – Aktuelles aus der Welt der Literatur«. Heute brachten wir ein Gespräch zur Verleihung des Ingeborg-Bachmann-Preises an den Berliner Autor Hans-Michael Sokkolowski, das Sabine Bäuerlein-Füsseneck mit dem Preisträger führte. Wir hören uns wieder morgen um die gleiche Zeit mit dem Thema: »Mit welchem Ziel und zu welchem Ende dichten wir? Neue Lyrik im Lichte neobuddhistischer Nah-Nirwana-Erlebnisse«. Am Mikrofon verabschiedet sich Ihr Jo Hans Beinart.

Sechzehn Uhr dreißig. Die Nachrichten ...

Dietmar Hübner Asyl

Bei Nacht
Legt sie mir manchmal ihr Herz auf die Brust.
Dort schlägt es,
Während sie in fremden Treppen steigt.
Und blasses Wasser
Rinnt aus Kammern, zu den Hüften, übers Laken,
Als wollte es Blut sein.

Dann geht
Mein Blick zur Krippe vor der Wand.
Das Kind hat
Augen wie gefrorene Trauben.
Und liegt so still,
Als wüsste es schon,
Mehr Glück ist nicht in der Welt.

Dietmar Hübner Trübung

Zu Anfang dachte ich, es wäre das Gesetz der Schritte:
Der nächste Fußbreit Erde, der getroffen werden muss
Und der den Blick herabzwingt zwischen Stein und Glas und Wurzeln;
Ein dünnes Seil spannt unterm Laub die rechte Mitte.

Dann schien es Müdigkeit zu sein und jene Kraft der Schwere,
Der die Pupillen sich einst beugen, wie im sachten Sturz,
Der einer Schliere folgt und immer weiter zieht, nach unten,
Wo er versinken will und wo ein Ende wäre.

Jetzt ahne ich, es ist ein andres Werk an meinen Augen.
Denn einmal hob ich sie zum Licht, das durch die Zweige schlug;
Da standen sie wie blind in einem grün verhangnen Tunnel.
Vielleicht, dass sie allein zu kurzer Sicht noch taugen.

*Dietmar Hübner (*1968), arbeitet als Philosoph an der Universität Hannover und ist als freier Autor im Köln-Bonner Raum tätig. Gedichte und Erzählungen in Anthologien und Literaturzeitschriften.*



*Ludmila P. Baizajewa,
»Kleiner König«*

Michael Blasius Münzrecht

Bruder Johannes richtete sich auf seiner schmalen Schlafstatt auf und murmelte ein Gebet. Der befürchtete Weltuntergang nebst jüngstem Gericht war nicht eingetreten, und seit fünf Monaten dankte der junge Benediktinermönch seinem Schöpfer jeden Tag dafür. »Herr, mein Herz ist nicht überheblich, und meine Augen schauen nicht hochmütig; ich ergehe mich nicht in Dingen, die für mich zu hoch und wunderbar sind.«

In der kargen Zelle mit dem schlichten Holzkreuz wusch er sich das Gesicht über der Waschschüssel, schlüpfte in seine schwarze Kutte und trat auf den Gang hinaus. Im Kloster lag eine spannungsvolle Erwartung in der Luft, die auch ihn erfaßt hatte. Seit Tagen schlief er nach der Matutin ganz schlecht wieder ein. Während der Prim fand er nur schwer den richtigen Ton des Chorgesangs, obwohl seine Lippen sich ohne sein Zutun dem morgendlichen Ritual fügten, sein Blick ruhte schwer auf den Rücken seiner Mitbrüder.

Nach dem Frühstück im Refektorium richtete der Abt dann das Wort an alle:

»Brüder, heute begehen wir den Tag, an dem uns Seine Majestät, Kaiser Otto III, das Münzrecht verliehen hat.« Die bleichen Gesichter der Mönche sahen ihn gespannt an, einige nickten langsam mit dem Kopf. »In den Mau-

ern dieses Klosters wird heute, am dreißigsten Tage des vierten Monats im Jahre 1000 Unseres Herren der erste Hammerschlag fallen, die erste Münze geprägt werden.«

Bruder Johannes dachte auf dem Weg nach draußen über die Worte des Abtes nach. Der Morgen war frisch und klar, und das Kloster Helmarshausen lag da wie an allen anderen Tagen auch, nur das Gemurmel der Mönche, die sich in einzelnen Gruppen zusammengefunden hatten, störte die übliche Stille. Seit Bruder Christians Tod kümmernte er sich alleine um die zwölf eingefaßten Beete des Klostergartens, die von einem Holzzaun und einer Hecke aus Sträuchern umgeben wurden. Einige Kaninchen waren über Nacht hindurchgeschlüpft und hatten die jungen Salattriebe angenagt. Der junge Mönch kniete nieder und besah sich den Schaden. »Sie mögen den Salat lieber als die Heilpflanzen«, sagte er leise. Die Arbeit ging ihm an diesem Morgen leicht von der Hand, und als er mit dem Jäten des Unkrauts fertig war, stand die Sonne schon über der Klostermauer.

Bruder Gerald kam mit einem Sack voller Kartoffeln vorbei und bat darum, ihm zu helfen, diesen hinunter ins Dorf zu bringen. Auf dem Rückweg blieb er am Ufer der Diemel stehen und sah dem Fischer zu, der sein Netz einholte. Einige Fische zappelten im

Netz, und die Sonne glitzerte auf den silbernen Leibern.

Helga, die Tochter der Magd Mathilde, deren Mann im letzten Winter an Fieber gestorben und auf dem Klosterfriedhof begraben worden war, kam mit einem leeren Holzeimer zum Flußufer herab.

»Haben Fische eine unsterbliche Seele, Bruder Johannes?«, fragte das Kind und sah in die Sonne blinkend zu ihm auf. Er neigte den Kopf und legte dem Mädchen die Hand auf das Haar, denn einem jungen Mönch wie ihm war Schweigen geboten. Schon seit einigen Tagen hatte er ihre Mutter nicht mehr gesehen, und als hätte das Kind seine Gedanken erraten, sagte es: »Meine Mutter ist ganz krank. Sie fühlt sich sehr heiß an, wie der Vater damals.«

Bruder Johannes bedeutete ihr voranzugehen und folgte dem Mädchen zur kleinen Hütte in der Nähe. Die Magd lag auf einem zerwühlten Bettlager, ihre Haut war wächsern, und sie hob matt den Kopf, als der Mönch eintrat. Sie sieht wirklich so aus wie ihr Mann, dachte er und setzte sich neben die Frau.

»Ehrwürdiger Bruder«, sagte sie mit rauher Stimme und wurde von einem trockenen Husten unterbrochen. »Der Herr bestraft mich für meine Sünden!« Bruder Johannes legte ihr die Hand auf die Stirn und sah sich in der ärmlichen Hütte um. »Aber was passiert mit meinem Mädchen, wenn der Herr mich zu sich holt?«

Er neigte den Kopf zu ihr und sagte: »Bruder Martin liegt immer noch darnieder, seit er die Kellertreppe hinabstürzte, ich kann ihn euch nicht zu Hilfe schicken«, und die Magd ließ ihren Kopf wieder auf den Strohsack zurücksinken. Es gab zwar einen Medicus in der nächsten Stadt, aber kein Geld im Haus der Magd.

»Ich muß gehen!«, sagte er.

Während der Messe war er nachdenklich und spürte Zweifel und Unruhe an sich nagen. Nach der Messe begab er sich wieder an die Arbeit im Garten und suchte nach dem Loch in der Hecke, durch das die Kaninchen in der Nacht hindurchgeschlüpft waren. Er nahm einige Holzpflocke und trieb sie mit einem Hammer in das Erdreich, bis die Lücke verschlossen war.

»Wie ich den Tieren den Weg in den Garten versperre, so ist anderen Menschen der Weg zur Heilung versperrt«, dachte er.

Er ging mit dem Werkzeug durch den Garten zurück, den Blick zu Boden gesenkt, und als er in die Nähe des Refektoriums kam, sah er etwas Metallenes am Boden liegen, das für einen Moment im Sonnenlicht blinkte. Der junge Mönch hockte sich nieder und fand eine teilweise mit Erde bedeckte Geldmünze, die prägefrisch am Fuße eines Strauches lag. Stauend hob er sie auf und betrachtete sie von allen Seiten. »Es muß sich um eine von den bei uns geprägten Münzen handeln«, sagte er sich und steckte sie ein. Nach der Sext werde ich sie dem Vater Abt geben.

Doch beim Mittagsgebet war der Abt nicht anwesend, und es hieß, Bruder Martins Zustand habe sich verschlechtert. Auf dem Weg zum Prior, dem er die Münze auszuhändigen gedachte, zögerte er und ging schließlich an ihm vorbei.

Von seinem eigenen Verhalten überrascht, wurde ihm erst draußen bewußt, was er getan hatte, und er eilte in seine Zelle. »Was habe ich getan«, dachte er ungläubig und setzte sich auf seine Pritsche, welche Macht hat mich geführt? »Crux sacra sit mihi lux non draco!«, murmelte er und bekreuzigte sich. War das die Hand des Bösen, die ihn führte? Er blickte zum Kreuz und wisperte ein Gebet:

»Herr, gib mir die Kraft, daß ich den arglistigen Teufel, der mir etwas zuflüstert, vom Ohr meines Herzens abwehre und seine Verführungen an Christus zerschmettre.«

Er erhob sich wieder und empfand die Münze in seiner Tasche als Mühlstein.

Zitternd riß er das Geldstück aus seiner Tasche, warf es auf sein Lager und verließ hastig seine Zelle.

Mit gesenktem Kopf eilte er in den Garten und hockte sich hinter der Hecke auf den Boden. Dann sprang er auf, ergriff die Hacke und fing an, die Beete nochmals zu jäten. Er jätete so lange, bis er schwitzte, und ließ dann die Hacke sinken.

Ich habe es nicht für mich getan, erkannte er, ich habe es für die kranke Magd getan. Es heißt, kein Blatt fällt vom Baum, ohne daß der Herr es will, und der Herr hat mir diese Münze als Prüfung gesandt,

damit ich Gutes damit bewirke. Hat nicht auch der heilige Benedikt den Kranken geholfen und Almosen an die Armen verteilt?

Dann fiel ihm ein, daß er die Münze in einer kopflosen Handlung auf sein Bett geworfen hatte und sie jeder dort finden konnte. Bruder Johannes schlug sich an die Stirn, hastete in seine Zelle, steckte die Münze wieder ein und ging zurück in den Garten.

Er mußte sie verstecken, so daß man sie nicht bei ihm finden konnte, denn wußte auch der Herr über seine guten Absichten Bescheid, so konnte doch leicht ein falsches Licht auf ihn fallen.

Morgen früh, vor der Prim, würde er sich im Schutze der Dunkelheit zum Haus der Magd begeben, die Münze unter der Tür durchschieben und ungesehen wieder verschwinden. Doch zuvor mußte er die Münze an einem sicheren Ort verstecken. Die Frage war nur, wohin solange mit dem Geldstück?

Er blickte zum Apfelbaum empor, unter dem er in Gedanken versunken stehen geblieben war. »Ich werde sie dort verstecken«, dachte er sich, aber bei dem Gedanken, sich morgen in der Dunkelheit durch den Garten zu tasten und womöglich noch entdeckt zu werden, schauderte es ihm.

Dann fiel dem jungen Mönch ein, daß er am anderen Tage Küchendienst haben und für das Decken der Tische zuständig sein würde. Er lehnte eine Leiter an den Baum, pflückte einen Apfel und stach mit seinem Handspaten einen schmalen Spalt in die Frucht. Er sah sich vorsichtig um, dann nahm er die Geldmünze heraus und drückte sie in den Spalt. Zu seiner Erleichterung paßte es genau, und mit etwas Geschick konnte man den Riß in der Außenhaut sogar verbergen. Er würde den Apfel zu den anderen, die für das Frühstück morgen bestimmt waren, in den Korb legen, die Münze kurz vor der Prim wieder an sich nehmen und rechtzeitig aus dem Dorf zurückkehren, um seinen Küchendienst zu versehen. Erleichtert pflückte er die Äpfel, gab sie in den Korb, legte den präparierten Apfel zuunterst und stellte den Korb in die Küche.

Doch in der Nacht kamen ihm wieder Zweifel. »Du hast etwas an dich genommen, was dir nicht gehört, und das ist Diebstahl«, dachte er, »auch wenn du es

nicht behältst. Eine schlechte Tat wird auch durch eine gute Absicht nicht besser.«

Unruhig wälzte er sich unter der dünnen Decke hin und her. »Aber heißt es nicht auch, du sollst Arme bewirten und Bedrängten zu Hilfe kommen?«

»Herr, hilf!«, rief er und sprang aus dem Bett. »Du sollst nicht stehlen, so steht es in der heiligen Schrift. Ich hätte die Münze dem Prior geben sollen, dann wäre mein Gewissen rein geblieben.«

Zerschlagen begab er sich zum Morgengebet und kehrte danach wieder in seine Zelle zurück. Er legte sich hin und versuchte zu schlafen. Selten in seinem Leben hatte sich der junge Mönch so bedrängt gefühlt. Woher sollte er wissen, was richtig und was falsch war, wenn er auch den Einflüsterungen des Bösen erlegen sein konnte oder einem Zeichen des Herren unrecht tat? Noch nicht einmal dem Abt wagte er sich anzuvertrauen, um durch eine Beichte seine Seele zu erleichtern.

Dann sagte er sich: »Es ist eine Prüfung und so Gott will, werde ich sie bestehen. Ich gebe die Münze der Magd und werde dann meine Tat beichten. War es eine böse Tat, dann will ich Buße tun, so wahr mir Gott helfe.« Und mit diesen Gedanken schlief er endlich ein.

Er erwachte von morgendlichen Schritten auf dem Gang. Zögerlich öffnete er seine Augen und schreckte hoch. Er hatte verschlafen! Mit einem Satz war er aus seinem Bett und in der Kutte, schlüpfte in die Sandalen und lief schon Augenblicke später über den Hof.

Am Horizont begann es bereits zu grauen, und als er in die Küche stolperte, war Bruder Gerald schon mit den Vorbereitungen für das Frühstück beschäftigt. Sein Blick fiel auf die Stelle, wo er gestern den Korb abgestellt hatte, und ihm entfuhr ein erschreckter Ausruf. Der Korb war nicht mehr da!

»Was bist du so bleich?«, hörte er die Stimme von Bruder Gerald. »Hast du schlecht geschlafen?«

»Wo ... wo ist der Obstkorb?«

»Den hat Bruder Walter ins Dorf gebracht, ins Gasthaus. Ich mache Grütze.«

Zu spät, zuckte es Bruder Johannes durch den Kopf, alles war vergebens gewesen.



Ludmila P. Baizajewa, »Salome«

Mechanisch verrichtete er seinen Küchendienst und das Gebet und schlenderte vor der Gartenarbeit zum Fluß hinunter.

Es war nicht ungewöhnlich, daß das Kloster Lebensmittel an die Bewohner verkaufte, aber damit hatte er nicht gerechnet. »Ich muß es dem Abt beichten«, sagte er sich. »Das ist sicherlich die Strafe des Herren für meinen Kleinmut.«

Er hörte eine Tür schlagen und sah dann Helga zwischen den Häusern entlanglaufen. Die Tochter der Magd bemerkte ihn und rannte mit hochgereckter Hand auf ihn zu.

»Bruder Johannes, schau, was ich gefunden habe!«

Sie strahlte über das ganze Gesicht und hielt ihm eine Geldmünze entgegen. Das kleine Mädchen war ganz außer Atem. Bruder Johannes wollte etwas sagen, schluckte dann und sah sich die Münze an.

»Woher hast du sie?«

»Vom Wirt. Er hat mir heute zwei Äpfel geschenkt. Weil Mutter so krank ist. Als ich einen Apfel aufschnitt, fand ich die hier ... Ich laufe jetzt in die Stadt, hole den Medicus.«

Bruder Johannes sah ihr noch eine Weile nach, warf dann einen langen Blick zum Himmel und machte sich auf den Weg zurück ins Kloster. Er hatte noch einiges zu beichten.

Christian Thielscher Manchmal träume

Manchmal träume ich von Neuseeland. Ich denke: Canterbury Plains, Southland, Haere Inn am Highway 34. Ich sehe: die große Ebene unter dem Franz Josef Glacier; Farmerfamilien, die sich bei Sonnenuntergang auf einen Schluck treffen, Maoris und Pakehas, Weiße, die sich Kiwis nennen, nach dem Vogel, nicht nach der Frucht. Ich fühle: Freiheit?

Peter würde mir zuliebe auswandern. Aber Peter ist kein Farmer. Er verträgt das Klima nicht. Wir waren zwei Tage in Auckland, da ist seine Schuppenflechte explodiert. Es wäre für ihn schwerer, in Neuseeland zu leben, als für mich, hier zu bleiben.

Ich glaube, daß wir glücklich sind. Ich kann nicht sagen, daß ich leide. Ich verstehe nicht, warum mich das manchmal überfällt. Es ist ja nur eine fixe Idee, ein überwertiger Gedanke. Es ist ein *achja*, eine hartnäckige Traurigkeit. Peter ahnt, was mit mir vorgeht. Ich glaube nicht, daß er es versteht; aber er bemüht sich. Er beklagt sich nicht, wenn ich ihn nur flüchtig begrüße, wenn ich nicht recht zuhöre. Er sagt: Quäl' dich nicht, sprich' mit mir, wenn du willst, ich lasse dich solange in Ruhe.

Meine Freundin meint, daß sie das kennt. Sie würde im Sommer lieber ans Meer fahren, und sie müßte immer in die Berge. Aber das ist was anderes,

das ist im Kopf, nicht im Bauch. Gisela empfiehlt, ich soll eine Therapie machen. Ich soll herausfinden, was Neuseeland wirklich für mich bedeutet. Es sei mein *Es*, das mich treibt. Ich soll das aufdecken. Wo *Es* war, soll *Ich* werden. Wenn es nicht anders ginge, müsse ich mich von Peter trennen. Aber ich kann mich nicht von Peter trennen, ich will es nicht; und man kann auch keine Therapie machen, weil man woanders leben will.

Als ich bei Vater war, habe ich geweint. Wir saßen in seinem Garten, unter einem Pflaumenbaum, und tranken Orangensaft. Auf der Flasche stand *orange juice*, über dem Baum war eine Quellwolke. Ich dachte: wie in Whakatane, aber es war nicht dort, es war hier. Vater überlegte, dann fragte er, ob mit meiner Ehe etwas nicht stimmt. Aber das Problem ist ja, daß die Ehe stimmt. Er sagte: Du wolltest immer weg von hier. Du warst immer auf der Suche. Aber so wirst du es nicht finden. Schau mal, sagte er, wir hatten es damals leichter nach dem Krieg. Ich habe auch nicht davon geträumt, Bahnbeamter zu werden; aber ich war froh, daß ich die Stelle hatte, und deine Mutter war es auch. Das Wichtigste ist der Mensch, den du liebst. Es ist schwer geworden, sich zu entscheiden. Aber du mußt wissen, was du willst, weil dir das niemand abnehmen kann;

und dann mußt du zufrieden sein mit dem, was du bekommst und dem, was du dafür aufgibst. Ich habe ihn gefragt, wie er das geschafft hat, und er sagte, daß ich klarer sehe, wenn ich Mörrike lese und Stifter.

Ich habe darüber nachgedacht, ich brauchte nicht lange nachzudenken, denn er hat ja recht. Ich habe mich gefragt, was ich in Neuseeland suche. Ich habe mir gesagt, daß das Leben dort nicht anders ist als hier, weil die Leute überall gleich sind. Man muß lernen, Dinge so zu sehen, wie sie sind; man muß lernen, sich abzufinden. Zufriedenheit findet man nur in sich selbst, und ohne Zufriedenheit gibt es kein Glück. Man kann nicht alles haben. Ja. Ich weiß, daß er recht hat, aber dann frage ich mich, warum ich mich bescheiden soll. Es ist ein dummer Gedanke, ich weiß, daß er dumm ist, aber er ist da; und ich werde ihn nicht los.

Ich glaube, daß Peter und ich eine glückliche Ehe haben. Ich bin dankbar dafür, daß wir uns so gut verstehen. Es geht uns gut, wir haben keine wirklichen Probleme, wir leiden keine Not, wir hungern nicht. Ich wundere mich, daß ich nicht pausenlos platze vor Glück. Aber dann denke ich an Neuseeland und Bescheidenheit, und wenn ich Peter und mich sehe, legt sich ein Schleier über das Bild. Ich bin immer noch zufrieden, aber eine schwere Melancholie steckt darin, daß es so ist, wie es ist, und ich ärgere mich, daß ich gar nicht fröhlich bin. Er sieht es, er ist nicht böse, aber dann weiß er auch nicht, wie er mir helfen soll.

Nachts, wenn mir die Augen feucht werden, findet er die Schatten, die nach mir greifen und verjagt sie mit seinem Blick, er küßt mir die Tränen von den

Augen, er leckt das Eis von meiner Haut, streichelt mich, bis ich vor Lust zittere, und wir schlafen miteinander, und ich denke, daß wir uns noch nie so nahe gewesen sind. Wenn wir nebeneinander liegen, möchte ich ihn nie mehr loslassen, und dann erzähle ich ihm von Pancake Rock und Lake Wanaka, von der Sonne, die auf den Wellen spielt, von Kakapos, die auf Palmilien schreien, und Peter sagt, unser erstes Kind kommt dort zur Welt, in Wellington, aber ich will nicht mehr, ich will nur noch ihn, und das Land bedeutet mir nichts mehr, es ist so hell in mir, ich bin nur noch Wärme, sie dringt durch mich hindurch zu ihm, seine, unsere Wärme.

Bis ich wieder träume. ●

Ulrich Bergmann Venedig

Bin ich, wenn Charon bald ins Maul mir schaut,
So tot, als hätte es mich nie gegeben?
Ich war kein blinder Passagier im Leben
Und sagte alles, was ich dachte, laut.

Ich hab mein Wissen andern anvertraut
Und selbst gelernt, mich in die Welt zu weben,
Zu lieben und zu schreiben und zu schweben:
So bin ich eben nicht auf Sand gebaut.

Was bleibt? Im Lebenslabyrinth mortaler Zellen
Versinkt ein unbewusster Hauch. Im Hirn
Irrt eingebildet nur ein Stückchen Sinn.

Vielleicht bewegen Worte, ein paar Stellen,
die ich im Schweben schrieb, dir Herz und Stirn
Und dauern dort noch länger, als ich bin.

3.4.2010

Christian Thielscher
(*1964), Erster Preis bei
einem Jugend-schreibt-Wett-
bewerb, 1982; zweiter Preis
bei der Ausschreibung einer
Kleinstadt, deren Namen
der Autor vergessen hat.
Diverse Veröffentlichungen
in unbekanntem Literatur-
zeitschriften.

Ludmila Petrowna Baizajewa
Emaillé – haltbare Kunst

Emaillé ist eine der ältesten, erlesensten und haltbarsten Kulturtechniken. Zeitgenössische Künstler fertigen Installationen, Objekte und Gemälde in Emaillé zumeist auf Kupfer- oder Stahlunterlagen an, die mehrfach mit Emaillé-Aufträgen bearbeitet und im Spezialofen gebrannt werden; manchmal entfallen auf ein Kunstwerk bis zu 20 gesonderte Brandvorgänge. Das Ergebnis besticht durch Farbintensität, dauerhaften Glanz und reiche künstlerische Gestaltungsmöglichkeiten.

*Ludmila P. Baizajewa (*1958), staatlich anerkannte Künstlerin der Russischen Föderation und der Nordossetischen Republik Alania, lebt und arbeitet in der Hauptstadt Wladikawkas, Dozentin an der dortigen Staats-Universität. Ihre Werke sind ausgestellt im Ungarischen Museum für Emaillé-Kunst, im Museum für Emaillé-Kunst in Schelesnowodsk (Region Stawropol), im Nordossetischen Kunstmuseum und im Nordossetischen Theatermuseum.*



Ludmila P. Baizajewa, »Amme«



Ludmila P. Baizajewa, »Verfolgung«

Farbdruck in Teilaufgabe

Ulrich Bergmann

Der Goldschatz

Ein Märchen im Stil Johann Peter Hebels für Siegfried Mundt

Es war einmal ein Mann, der hatte seine Frau sehr lieb. Das kommt im Leben wirklich vor, ist aber selten. Und der war ein Bergmann und grub tagsüber im finsternen Schacht nach Gold für seinen König. Und seine Frau, die mit ihm am Rand des Berges wohnte, nannte er seinen Goldschatz, so teuer war sie ihm. Aber da war kein Gold für ihn zu haben, er musste alles, was er aus der Ader schlug, seinem König geben. Da sagte sie eines Tags zu ihrem Mann: »Du sollst nicht umsonst dein Leben abschaufeln im Loch unter unserem Glück!« Denn sie war klug und hatte einen Plan. »Schluck die kleinen Goldklumpen hinunter, wenn sie dir nicht die Gurgel und den Bauch aufschlitzen, jeden Tag einen!« Das ließ er sich nicht zweimal sagen und tat's schon den andern Tag, wie sie's ihm geraten. Und als sie zwei Hände voller Goldkörner beisammen hatten, sagte er: »Ich will's zum Schmied bringen, der soll mir eine Kugel daraus machen, die hängst du dir um den Hals.«

»Sei vorsichtig«, sagte die Frau, »und gib dem Schmied sieben Goldkörner, dann wird er's für sich behalten und lässt dir dein Gold.« Das sah der Mann ein und ging zum Schmied und tat's, wie ihm seine Frau geraten.

Der Schmied war ein guter Freund und wusste die harte Arbeit der Bergleute wohl zu schätzen. Als er die Gold-

körner in beiden Händen wog, staunte er nicht schlecht. »Mach mir eine Kugel daraus«, sagte der Bergmann, »und wenn sie rollt und nicht rumpelt, sollst du sieben Goldkörner als Lohn erhalten, die ich dir aus dem Berg hole.« Da ging der Schmied an die Arbeit, schmolz das Gold aus, goss es in eine Form, hämmerte und polierte die rohe Kugel solange, bis sie rollte, ohne auch nur ein einziges Mal zu rumpeln. »Das ist eine Kugel, wie ich sie für meine liebe Frau wünschte!«, sagte der Bergmann, als er sein Gold wiedersah, wie es in einer Kupferschüssel im Kreis rollte. »Eine solche Kugel gibt es kein zweites Mal«, sagte der Schmied, »sie ist schöner als alle anderen Kugeln, aber sei achtsam, die Kugel ist schwer und verzaubert jeden, der sie um den Hals trägt.«

»Was für einen Zauber meinst du?«, fragte der Bergmann.

»Die Kugel macht dich leichtsinnig. Wer die Kugel trägt, wird so schön wie die Kugel, das ist die Gefahr«, sagte der Schmied, »sie zieht jeden, der sie trägt, zu Boden, wenn er sich vornüber beugt, um sich im Teich zu spiegeln.« Der Bergmann aber hörte nicht hin und gab dem Schmied die sieben Goldkörner und lief mit der Kugel nach Hause zu seiner Frau.

Als diese die Kugel sah, wurde sie rot vor lauter Freude und wollte die Kugel gleich um den Hals hängen. Aber wie sollte sie die Kugel an der

Kette befestigen? Da nähte ihr Mann ein Netz, das band er an die Kette, und grüne dünne, aber feste Fäden umfingen die Kugel dergestalt, dass man die Fäden kaum sah. Die schöne Frau hängte sich die Kette um. So schwer war die Kugel, dass ihr der Mann dabei half, sie über den Kopf zu ziehen. Das Gold schmiegte sich an den Busen und glänzte so sehr zwischen den beiden Korallenhügeln von der Sonne, die gerade durchs Fenster schien, dass der Bergmann, auf den die Strahlen der Goldkugel fielen, in den Augen seiner Frau aussah, als sei er aus Gold gegossen. »Mein Goldjunge!«, rief sie und trat näher ans Fenster, um das Licht noch mehr zu reizen. Der Bergmann stand starr, ganz stumm machte ihn der Glanz von so viel Schönheit, während sein Goldschatz die beiden Fensterflügel aufriss und sich aus dem Fenster beugte, der Sonne entgegen ...

... Als sie aufwachte, wusste sie nicht, wo sie war. Um sie her war alles weiß, sie steckte tief im Schnee und war allein. Sie rief ihren Mann, aber der blieb stumm wie eben, als er im Sonnenlicht glühte, und

warf weder einen Schatten noch leuchtete er, und sie konnte ihn im tiefen Schnee nicht finden, so sehr sie sich in den Federn des Morgens reckte und streckte. Ja, der Morgen schien wie die schwärzeste Nacht, denn wenn alles weiß ist, dann sieht man auch nichts. So ist es, dachte sie dann, wenn mein Mann im tiefen Stollen nach Gold gräbt, er sieht nichts, wenn die Leere das Licht der Grubenlampe erstickt. Und während sie so dachte und gar nicht wusste, ob sie schon wach war oder noch schlief und träumte, fiel ihr die Kugel ein. Sie griff zum Hals, zur Brust, aber auf den Hügel lag nur der Schnee, der sie wärmte ... Ein Märchen muss doch immer ein gutes Ende haben, das fühlte sie. Ich muss mich retten, dachte sie. Mein Mann schläft weit weg von mir, ich muss es selbst tun. Im Traum bin ich leicht und kann alles. Ich habe die Goldkugel verloren, aber ich gewinne mich selbst zurück, wenn ich die Kugel loslasse. So leicht ist das. So leicht ... Da schleuderte sie die Bettdecke von sich, sprang aus dem Bett und schüttelte den Schnee aus dem Kopf.

Ulrich Bergmann

– nie

auch das leichte muss sein! sanfter sage ich mir
ebne den weg hinauf angstloser mache dein herz
immer öffne die augen die trennenden mauern im hirn
und achte im gehn auch die schwerste grenze des lebens nicht

nicht achte die traurige fessel der hoffnung kein engel beschützt uns
vor zufall und schaden heile die wunde bevor sie dich stillt
nicht glaube an fernere rettung erlöse dich selbst von dem übel
bevor du dein leben den schweren gewichten des tods unterwirfst

jetzt aber steige hinauf deinen weg steh auf wenn du fällst
und klage nicht über das ende das deine schritte nur lähmt
sieh doch da weint um dich keiner es gibt keinen grund zu befürchten
verlier wenn du gehst deine last das einssein mit dir zu gewinnen

das schwere muss endlich fallen ins schweigende nichts
ich sage dir leicht zu sein im lied deiner liebe ist alles

*Ulrich Bergmann (*1945
in Halle an der Saale),
Studium der Germanistik
und Geschichte in Bonn.
Studenrat i.R. Mitheraus-
geber der Bonner Literatur-
zeitschrift »Dichtungsring«.*

Gloria Mendoza Borda

Danza de una grulla enamorada

Miradme
vengo del otro lado del mundo
vengo del mar
a veces
surco en los bosques
en busca de semillas

concierto de pájaros
indescriptibles celajes rojos
se deslizan
en mis tempestades
en mi furia de mar

miradme
dicen que soy diestra
contorsionando mis alas
beso el aire que me atrapa
amo los vientos
del norte y del sur
amo a mi grullo

giro en mis patas largas
inauguro mi palacio de baile
en las riberas de los ríos
en el atardecer de las playas
mi corazón es una esponja
en la piel de la arena
emito notas nostálgicas
silbo amores lejanos
soy la hembra enamorada
donde mi morada
es la inmensidad de los cielos

en la orilla del tiempo
somos pocos
sin embargo
el mundo no termina
marinos mis ojos
devoran a mi grullo
levanto el pico
insalivo
grazno en tu níveo plumaje
estallan mis ángeles
danzan como una gitana enamorada
vestida de blanco
aguado que la luna
cubra a mi grullo
esta es la hora del Ángelus de Millet
giro en los ojos alucinados de los hombres.

Gloria Mendoza Borda (*1948 in Puno, Peru), Studium der Romanistik an der Universidad Nacional San Antonio Abad in Cusco und Pädagogik an der Universidad San Cristóbal de Huamanga in Ayacucho. Dichterin und Essayistin, zahlreiche Gedichtbände, zuletzt »Q'antati deshojando margaritas«.

Tanz einer verliebten Kranichfrau

Seht mich an
von der anderen Seite der Welt komm' ich her
komm' übers Meer
schweife
zuweilen durch Wälder
auf der Suche nach Samen

Vogelgesang
unbeschreibliche blutrote Wolken
schieben sich
in meine Stürme
in mein wild rasendes Meer

seht mich an
man hält mich für gewandt
wenn ich meine Flügel verdrehe
ich küsse die Luft die mich umfängt
ich liebe die Winde
den Nordwind und Südwind
und meinen Kranich

ich wirble auf meinen langen Beinen
weihe meinen Ballsaal ein
an den Ufern der Flüsse
auf den Stränden im Abendrot
mein Herz ist ein Schwamm
auf der Sandhaut
Briefe von Wehmut versende ich
singe von verflossener Liebe
ich das verliebte Weibchen
das in den grenzenlosen
Himmeln wohnt

am Ufer der Zeit
sind wir nur wenige
gleichwohl
geht die Welt nicht unter
mit meinen meeresblauen Augen
verschlinge ich meinen Kranich
erhebe meinen Schnabel
speichellos
krächze in dein schneeweißes Federkleid
meine Engel zerspringen
tanze wie eine verliebte Landstreicherin
ganz in Weiß
erwarte ich
daß der Mond
meinen Kranich verdeckt
das ist die Stunde des Angelus von Millet
ich drehe mich vor den begeisterten Augen
der Menschen

Übersetzung:
Ines Hagemeyer/Thomas Kaut/Mario Markus

Hans-Wolfgurd Sikkeborg Den Dingen auf den Grund

Es kam mit der Post: Ein ganz normal aussehendes Paket in braunem Packpapier und verschnürt mit derber Doppelschnur. Mit diesem aber hatte es eine besondere Bewandnis – eine ganz besondere ...

Prüfend wog ich das Paket in beiden Händen und ließ die Finger über die Kordel gleiten. »Hm! Kein Absender?« murmelte ich. »Aber meine Anschrift stimmt.« Und so sah ich keinen Grund, es nicht zu öffnen.

Die Schere blieb freilich im Sekretär; es ist nicht meine Art, Dinge einfach zu zerschneiden; im Gegenteil, es ist nicht übertrieben, wenn ich sage: Das Öffnen eines Pakets zelebriere ich.

Auch an jenem Morgen löste ich sorgfältig alle Verknotungen, wickelte die Schnur über die rechte Hand zu einem kleinen Bündel und umschlang es mit dem Ende wie um eine Taille.

Doch schon bald beschlich mich Mißtrauen und auch ein Quentchen ängstlicher Unruhe. Natürlich glaube ich nicht an tückische Attentate, an Höllenmaschinen oder abgefeimte Giftanschläge. Nein, ich war und bin mir keiner Feinde bewußt.

Als ich den Pappdeckel geöffnet und die verschiedenen Schutzlagen entfernt hatte, fiel mein Blick auf den kunstvoll ziselierten Deckel eines rötlich schimmernden Metallgefä-

ßes, sanft gerundet und eingebettet zwischen die vier Wände einer gediegenen Schutzverpolsterung. Die vier Winkel an den Ecken gestatteten den Blick auf den Grund. Es roch nach Mottenpulver und Phenol.

Der Deckel zog mein Interesse an. Zwei schlanke Ägypterinnen mit den Gesichtern im Profil, und zwischen beiden Frauen ein kunstvoll verziertes Gefäß und darauf zwei Ägypterinnen und dazwischen ein Gefäß ...

In diesem Augenblick entdeckte ich am Boden des Pakets ein Schriftstück, zusammengefaltet und mit Klebeband in einem Winkel der Verpolsterung befestigt. Ich hielt den Atem an, als ich das Papier aus der Tiefe herausholte. Ich entfernte es, und die breiten schwarzen Streifen, die ich sah, ließen keinen Raum für schnelles Lesen, geschweige denn für klares Denken. Entsetzen kroch mir über die Schulter und bis an den Hals. Da stand in fetten, schwarzen Lettern:

*Sehr geehrter Herr,
Zu Ihrem Dahinscheiden sprechen wir Ihnen unser tiefempfundenes Beileid aus. Wir übersenden Ihnen die gewünschte Urne und gestatten uns, die Kostenrechnung beizufügen.*

Es rann mir wie kalter Sand durchs Hirn. Da gab es keinen Briefkopf und kein Datum, keine Unterschrift. Nichts. Aber da standen zwischen diesen schwarzen Streifen ein paar widerliche schwarze Zahlen. Dreistellig. Vierstellig. Sechstellig.

Mit feuchten Händen stopfte ich das Schriftstück zurück auf den Grund, verpackte, vertäute, verklebte, verknotete.

Eine unfreiwillige Inspektion war beendet. Mit hastigen Bewegungen schrieb ich eine erfundene Adresse auf das braune Packpapier und rannte aus dem Haus. Ich sprang in die Straßenbahn. Mir gegenüber saß eine junge Frau mit einem Kind auf dem Schoß. Das Kind schaute auf das Paket und fragte:

»Mami, was ist in dem Paket drin?«

»Frag doch den Onkel selbst«, sagte die Mami mit der Nachsicht von Müttern, die ihre Kinder zur Unbefangenheit erziehen.

»Das bringe ich zur Post«, stotterte ich und versuchte, freundlich auszusehen. Meine Hände waren immer noch feucht und zitterten.

»Was ist da drin?« bohrte der Kleine.

»Das schicke ich ganz weit weg«, krächzte ich und griff mit der Linken an die Kordel.

»Warum zitterst du denn so?« Die Mami lächelte nun nicht mehr.

»Das schicke ich ganz, ganz weit weg.« Meine Stimme war fast erstorben.

Als ich in meine Wohnung zurückkam, erschöpft und verstört, und die Schiebetür zur Diele öffnete, lag auf der Kredenz – das braune Paket.

Ich mußte fürchterlich getobt haben. In der Klinik kam ich zur Ruhe und begriff, was mit mir vorgegangen war. So entließ man mich beizeiten. Es war das erste und einzige Mal, daß ich in einer Klinik behandelt wurde. Die Sache ist seit langem ausgestanden.

Und doch ist da etwas, das vielleicht noch nicht wirklich geklärt ist: Seit Jahren – und ich sage das mit dem Freimut desjenigen, der den inneren Abstand zu haben glaubt – seit Jahren liegt nun dieses Paket jeden Morgen aufs neue an seinem Platz auf der Kredenz. Grob verschnürt, braun und banal. Ich öffne es jeden Tag, wickele die Kordel zum Bündelchen, nestle die Rechnung aus der Tiefe hervor, atme zwei Sekunden Phenol, betrachte die schwarzen Streifen. Doch meine Augen brennen nicht, die Hand ist kalt und blau, und der Sand verrieselt nicht. Die Frauen auf der Urne reichen ihre Urne weiter. Und die Kinder in der Straßenbahn fragen, was da drin ist. Und ich schaffe das Paket zum Postamt. ●

Sarah Rudolf Etude Op. 8, No. 12

er gibt Honig in Kaffee
und Küsse für mein Staunen
spielt Kater, Dandy, Skrjabin
und legt mich auf sein weißes Sofa
dass ich nur Gräber, Äste sehe
zeigt lachend schlechte Kartentricks
ich weiß um Damen, Asse, Ärmel
und muss trotzdem applaudieren, denn
manchmal, wenn wir tanzen gehen
erlaube ich mir, für Sekunden
zwischen Lied und Gin zu glauben
dass seine Hände Heimat suchen
auf meinen blassen Hüften
und dass ich morgen da bin, wenn
die Karten, gelb, verknickt
aus seinen Billettaschen fallen.

Sarah Rudolf Patricia

Amsterdam, Mai 1976
Eliasfeuer auf der Zunge
und Rimbaud ins dunkle Haar geknotet
Jazzprophetin der Fabriken
someone to be and to be with
deine Jungenhände hielten
den Tag heut gnädig fern, der sonst
– Schnitt im Nacken, kurzer Ruck –
routiniert mein Rückgrat zieht:
Noch ein Kuss, Patricia
dann werd ich endlich gehen:
freihändig und ohne Schuhe
auf meinem eignen Wort

*Sarah Rudolf (*1987 in Hamburg), wo sie auch lebt und arbeitet. Letzte Veröffentlichung in der Literaturzeitschrift DUM, Nr. 53*

*Hans-Wolfgurd Sikkeborg (*1935 in Köln), Gymnasiallehrer (Neusprachler) im Ruhestand. Seit 50 Jahren in Siegburg. Schreibt humorig-scurrile sowie kurze autobiographische Geschichten, über die Jahrzehnte verteilt.*

Richard Lennek

La Luna

La Luna, dieser Frechdachs, wie sie in ihrem mondlichtdurchwirkten Fummel an den Sternen vorbeistolzisiert, in fremdem Glanz, geliehen von Mutter Sonne, die sich hingelagt hat und nichts davon ahnt, daß ihre Tochter in ihrer Garderobe nächtens um die Häuser zieht.

Uli Kaup

Voll Mond

Der Vollmond hat sich gut einen hinter die Binde gekippt und hängt jetzt breit grinsend im Fenster. Gleich wird er mal reinkommen. – »Haste noch was da?« lallt er. Ich winke ab: »Du bist voll, Mond! Wenn du neu bist, kannst du wiederkommen.«

eje winter

unterm mond

unterm mond ein stück des uferwegs
quadersteine dazwischen büschel grasses
feucht und flachgetreten die wildgräser
unterm erdmond voreinander
niederknien mochten wir nicht
ließen nur als ob das sich verlieren
schon da ließen zurück in den ritzen
zwischen den quadersteinen
im glatthafer im pfennigkraut im gras
die möglichkeit zu erinnern der küsse
der wohl dutzend küsse zu erinnern

unterm mond

geworfen ins gesicht abgestürzt
aufgeprallt und gerollt in die grasbüschel
am uferstück unterm erdmond nahe der
stadt heimelig versteckt
unterm vollen mond

peter linden

oh mensch!

oh mensch!
du silberkugel aus dem gewehrlauf der evolution
du große dampfnudel des geistes
erfinder des apfelstrudels und der folterbank

oh mensch!
du katedralgeschmückte glaubenszwiebel
du heiliger bimbam
beseelt von der humanistischen querflöte
der selbstbetäubung im spiegelbild der angst

oh mensch!
du doppelhelix einer bitter-süßen mandelcreme
gekrönt mit dem sahnehäubchen der psychoanalyse
erfinder des luftballons und atompilzzüchter

oh mensch!
du alte benzolgeschwängerte schickse
hinter deinen ausdünstungen –
geschmückt mit dem delirium der mobilität –
verschwindet selbst der horizont

oh mensch!
du großes einmaleins
du leuchtkäfer zwischen den gravitationen
du aufrechtgehender quantenfüßler
osterhase des glücks
bestrichen mit der patina deiner verheerungen
wann wirst du jemals wieder den mond anheulen
auf der hühnerleiter der demut?

eje winter (*1941 in Essen), Hochschulstudien in Bonn; wissenschaftliche Veröffentlichungen in Germanistik, Pädagogik, Religionswissenschaft; seit 1975 literarische Veröffentlichungen in Anthologien sowie in- und ausländischen Zeitschriften; Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift »Dichtungsring« (Bonn); seit 1985 photographische Arbeiten; Entstehung der Erzählbilder; Gruppenausstellungen in Bonn und Remagen

Luchmila P. Baizajewa, »Träumende«



Helmut Schmelmer

Die Sonne

hat es immer
mit dem tag
nachts
ließe sich
gut leuchten

Tobias Zynglein

Gierick

Vampire mit Vorliebe beißen
in Hälse von Jungfern, die gleißen
im Vollmondschein fahl;
nur leider letal
sie Liebe im Leerlauf verheißen.

Uli Kaup

Mondscheinrhapsodie

das Opium der Vollmondnacht
liegt schwer auf meinen Sinnen
doch bin ich abgeschlafft und werde
keinen Reim darauf vollbringen
außer meinem Hohn
mein schwarzes Blut den Nachtigallen
die nicht für mich mehr singen wollen
in meinem Garten blüht der Mohn
in einem alten Garten blühten Rosen
der Gärtner hatte weißes Haar
doch hat er mich auf Ewigkeit verstoßen
bevor der Mond vollendet war

Richard Lennek (*in Wattenscheid-Höntrop), Sternengucker, Hobbydichter und Sammler von Kuriosa. Nach Notabitur und Astronomiestudium zeitlebens bei der Sternwarte Bochum.

Uli Kaup (*1952 in Köln), in Physik promoviert, viel Erfahrung mit Computern. Schreibt Lyrik und Prosa, bevorzugt die kurze Form. Warum er schreiben soll, verriet ihm wahrscheinlich sein Bildschirm – kurz und bündig: Press Enter to Exit!

peter linden (*1947 in Bonn), seitdem dort sesshaft. au-to-di-dakt in allen lebensbereichen: malerei, graphik, photographie, text. zahlreiche auftritte im »cafe podcast«, veröffentlichung: »lindenblüten« (privatdruck, bonn 2009).

Helmut Schmelmer (*1935 in Hamburg), Buchhändlerlaufbahn begonnen, beendet in Bonn. Gedichte, Kleinprosa und Essays, vieles auch als Rundfunkbeitrag.

Tobias Zynglein (*1972 in Bonn), Studium der Geschichte und Philosophie; schreibt Humoristisches und Allotria.

Anstalten zu einer Italienischen Reise

Flucht vor dem frühen Herbst, Flucht vor den Freunden, durchdrungen von dem Gedanken, hier alles zu verlassen und aufzubrechen in das andere Licht, ist wie ein dickschaliger Same, der lange gelegen hat. Jetzt treibt er und zeigt seinen arkadischen Keim. Ist es gestattet, solche Sehnsüchte in Taten umzusetzen? Dieses Mal nicht standzuhalten? Standhalten ist eine alte, sehr verwickelte Versuchung.

Hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsransen aufpackend, in eine Postchaise ... an einem schönen, stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst zu genießen.

Auf dem Fluchtweg nachts Station gemacht in Weil am Rhein, im »Hirschen« zu Haltingen, seit 1747 in Betrieb, sechs Generationen. Hier hätte Goethe übernachten können, als er im Oktober nach Italien aufbrach. Jedenfalls der gleiche arkadische Keim, die gleiche Lust zu fliehen, dessen erinnere ich mich, nicht des genauen Wegs, den er nahm, dann über den Brenner.

Der Morgen war kühl, man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher, gelinder Tag ... Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter acht habe; der

Reisende zu Lande, fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt sein sollte als der Sommer zu Hause.

Mir fällt ein, dass Goethe genauso alt war wie ich es jetzt bin, als er diese Reise unternahm. Bisschen lächerlich, dass mir das einfällt. Im Auto natürlich eine andere Art zu reisen als damals, folglich andere Wahrnehmungen, andere Erinnerungen:

Es gibt eine Art von Grobheit, die nur in Generationen von Grund auf ausgemerzt werden könnte. Sie ist auch nicht zu verdecken unter eingelernten höflichen Umgangsformen oder weiblicher Koketterie. Es nimmt jemand alle, ausnahmslos alle Äpfel und Birnen mit, die zum Gruß auf sein Zimmer gestellt wurden. Es blinkt jemand die vor ihm auf der linken Fahrspur Fahrenden hemmungslos zur Seite, obwohl er hier, auf den Schweizer Autobahnen, Gast ist. Es lässt jemand sich die Sonnenbrille so oft putzen, als sei er den Johann gewöhnt. Es bewundert jemand Haus und Hof zu weltläufig, in Wahrheit also herablassend. Als ich vor Jahren diesen Weg nach Aargau nahm, saß Annemarie am Steuer. Auch davor Flucht ins italienische Licht.

Was lasse ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist!

Im Mai starb der Großvater. Im Juli Annemarie.
Nun ging mir eine neue Welt auf: ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten.

Lago de la Gruyère. Hinter Fribourg Berge und Wolken um deren Gipfel. Eine Wehrburg inmitten des Sees? Nicht auszumachen während rascher Fahrt. Leichte Müdigkeit kriecht aus den Hirnritzen, verstärkt ihr Gewicht, je mehr es bergan geht.

Wenn der Weg nahe am schroffsten Felsen hergeht ... so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden, hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das ganze, das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Ende der Autobahn. Jetzt über Land. Noch lecken Lichtungen großzungig hinauf in den Mischwald. Die Krähe da? Noch nicht. Noch nicht Anbruch der Krähenzeit, nein, Flucht vor dem frühen Herbst! Noch stehen die stark rosa leuchtenden Malven, noch rötet das Weinlaub an den Mauern. Unter uns plötz-

lich der Spiegel des Lago di Geneva. Das Mädchen, das ich am Straßenrand aufgelesen habe, staunt und schweigt.

Ich ließ sie zu mir sitzen ... Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche, große, braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders, wenn sie kindlich laut lachte; hingegen wenn sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen ...

Unsere Straße durchzieht die Weinberge. Irgendwann zu einem früheren Zeitpunkt bin ich einmal mit Anma hierher gekommen. Erinnerungen an eine durchhetzte Stadt, an Café-Besuche an jeder Ecke, an ihren Rochas-Duft. Auch dieses Mal liegt das westliche Seeufer im Dunst verborgen. Wolken wie reißen, dicker Zuckerguss. Rhythmische Schatten zucken über die Karte auf dem Schoß des Mädchens neben mir. Unter dem gelben Licht des letzten Tunnels hat sie sich zu mattem Beige entfärbt: weder rote noch gelbe Straßen, weder blaue Seen noch grüne Grenzen mehr darauf zu finden.

Vor Martigny ist das Tal wie zugestellt. Die Müdigkeit sitzt mir im Nacken. Nicht aufzuzählen, was

Monika Lamers (*1941 in Bonn), lebt in Kirchheim/Westerwald. Studium an der Pädagogischen Hochschule Bonn, Grundschullehrerin. Ghostwriterin, literarische Texte. Zahlreiche Beiträge in Anthologien und Zeitschriften. Ab 1987 Zweitstudium in Philosophie, Politikwissenschaft und Germanistik an der Universität Bonn. Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller (VS), dort Vorstandsmitglied der Bonner Bezirksgruppe. Buchveröffentlichungen: »Nur du kannst mir helfen« (1979), »Der Anachoret« (1993).



Ludmila P. Baizajewa, »Schutzengel«

Dieter Fraeulin

Wiederholung II

Protuberanzen der Sonne
Ein Blick der alles erfasst
Selbst die Leere des Scherbenhaufens
Alle Blessuren haarklein seziert
Himmelsmusik in den Bäumen
des Gartens
Fernwehgestöber
Ein leiser Windhauch
Schleicht über verbrannte Erde
Hier wird noch über die Theke bedient

Dieter Fraeulin (*1951 in Bonn), Schriftsteller;
Hörspiele und Theaterstücke.

Richard Lennek Querschläger

Selbstverständlich ist jeder Mensch
ein Künstler – nur Kunst bringen
die meisten nicht zustande.

Wer Langeweile hat, ist zu beneiden:
Er ist frei von anderen Sorgen.

Es sind immer die Glücklichen,
die den Unglücklichen
das Leben schwermachen.

Das einzige Zeugnis, das man sich
selbst ausstellt, ist das Armutszeugnis.

Wir sitzen alle in einem Boot –
deshalb müssen einige
über Bord geworfen werden.

Georg Christoph, ich will mich
in deinem Schatten sonnen!



uns alles begegnet. Die Kinder mit aufgeschulterten Kiepen, die aus dem Weinberg kommen, zum Beispiel. Hört sich romantisch an? Aber es sind nicht die alten geflochtenen, sondern aus grellrotem Plastik. Schon wieder ein alter Schuh auf der Bergstraße zum Großen Sankt Bernhard, für dieses Mal erst der zweite. Ich habe eine Affinität zu Straßen mit alten Schuhen und toten Katzen. Jene erzeugen eine müde Melancholie, diese einen scharfen Schmerz. Linksseitig wäre Sanddorn zu ernten. Das Mädchen neben mir schweigt und schaut.

Sich hocharbeiten zum Colle di San Bernardo. Wie Tempel von weitem, die Tunnelentlüfter, zwischen metallisch aufglänzendem Fels. Oben beginnt die kalte Luft über der erhitzten Motorhaube zu flimmern. Endlich der Pass.

Hier angekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Februar erlaubt ist. Nun aber die dunklen, mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen, und dahinter die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tiefen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

2473 Meter oder 8114 Fuß über dem Meer finde ich – Stofftiere: Plüsch-Bernhardiner in allen Preis- und Kitschlagen. Und allerlei Leute in allerlei Lagen, etliche lassen ein Foto schießen vor dem steinernen Höhenschild und vor schmutzigen Schneeresten.

Das Mädchen steigt hier aus. Sie wird den Hundezwinger suchen, um sich dort als Tierpflegerin zu verdingen. Sie mag Hunde. Ich stelle mir vor, wie ähnlich ihre braunen Augen denen der Bernhardiner sein werden.

Jetzt wieder nach unten durch Steinhalden mit mageren Grassoden. Der Blick zurück bestätigt: die Passlage ist gut gewählt. Wird mir ein Rätsel bleiben, wie man in diese Berge einen solchen Tunnel bohren konnte. Plötzlich erneuter Bewuchs. Gelbe Lärchen. Noch vor dem Winter. Die Natur kennt keine Furcht vor dem Winter.

Und das andere Licht! Liegt es nicht dort im Tal bei Aosta? Hier leuchten die Dahlien noch satt, röten die Essigbäume die Flecken, auf denen sie stehen. Aber es geht gegen Abend. Die Müdigkeit gedeiht auch hier.

Nun wurde es dunkler und dunkler: das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher; endlich, da sich alles nun wie ein tiefes, geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet ...

Noch vor Alessandria eine Panne. Schwierigkeiten klar zu machen, um was es sich handelt, wiewohl ich weiß, die Lichtmaschine ist defekt, läßt nicht mehr, seit etlichen Kilometern zu beobachten. Mach einem das deutlich in einer fremden Sprache! Wie fremd sie ist, merkst du dann. Immer sind es die falschen Wörter, die sie uns beibrachten, Dante-Wörter, Montale-Wörter ... Il generatore?

Schließlich findet sich, nach einigen, ohne Licht durchfahrenen Tunneln – es dämmert derweilen – ein Mann, der helfen kann. Endlich ist das Seil befestigt. Endlich los. Unendlich langsam. Nach wenigen hundert Metern, an einem leichten Hang, reißt das Seil. Der Mann montiert die Warnlampe auf meinem Wagendach. Er wird zur nächsten officina fahren, um Hilfe zu holen, die überraschend schnell kommt.

Während das Auto hochgekurbelt wird, ist am Horizont eine silbrige Dämmerung wahrzunehmen, liegt dort über dem Dunkel, unbehelligt von Pannen jeglicher Art, fern und schön. Langsam zur Werkstatt in einen kleinen Ort namens Massone. Der Monteur begreift sofort, um was es sich handelt. Über Nacht wird er die Batterie laden, mit der man dann bis irgendwohin kommen könne.

Ein einziges Hotel findet sich, ventri metri, aber was für eins. Essen in einer Pinte. Man singt an einem langen, rundum besetzten Tisch, als gelte es einen Wettbewerb. Tut gut, merkwürdigerweise.

Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.

Annakutty Valiamangalam Zweites Abendgebet eines Waisenkindes

Unter dem großen Baum
war ich glücklich.
Dort zählte ich die Sterne,
begriff den Weg der Sonne
und träumte mit dem Mond.
Ich lernte die Sprache der Vögel
und flog in meinen Träumen.

Es kam die Fabrik
und weichen musste mein Baum,
mein großer Freund ...
»Fortschritt!«, sagte Vater,
»Brot!«, freute sich Mutter.
»Arbeit!«, dachten die Brüder.
Dann brach die Hölle los!

In nur einer Nacht, o Herr,
starben Vater, Mutter und Brüder.
Zwanzigtausend erstickten im Gas.
Das ganze Land ein Leichenhaus!
O Krischna, o Mukunda,
o Gopal, o mein *Bhopal!*
Wo bin ich zu Hause? (1984)

Krischna (der Schwarze), Avatar des hinduistischen Gottes Vischnu, zentrale Gottesgestalt in der Bhagavadgita. *Mukunda* und *Gopal* sind ebenfalls Namen Krischnas.

Bhopal: 1984 Schauplatz eines schweren Unfalls in einer Chemiefabrik im Bundesstaat Madhya Pradesh (Zentralindien). Die Katastrophe traf ungefähr 550 000 Menschen.

Annakutty Valiamangalam (*in Kalathookadavu Kerala, Indien), Studium der Philosophie an der Banaras Hindu University, Studium der Germanistik in Wien und Promotion dortselbst, Lehrstuhl für Fremdsprachen an der Universität von Mumbai. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, unter anderem Gedichte in ihrer Muttersprache Malayalam und in deutscher Sprache.



Mit ganz und gar unklassischer Wut schlage ich Goethes *Italienische Reise* zu und versuche zu schlafen. Morgens erwache ich mit der festen Absicht, diese Reise abzubrechen. Fluch der Flucht?

Ich beeile mich, irgendwo an diesem Sonntagmorgen in Massone etwas Essbares zu finden, denn das Hotel hat kein Frühstück. An einer Ecke gibt's schwarzen Kaffee, immerhin. Irrsinnigerweise liegt die *Italienische Reise* schon wieder auf der Reisetasche zuoberst.

Jetzt sondere ich Iphigenie aus dem Paket und nehme sie mit in das schöne warme Land als Begleiterin.

Alles klar. Das Gefühl, an diesem unbekanntem Flecken allein in Italien herumzuhängen. Aber zweifellos einfacher, als etwa mit Annemarie hier festzusetzen, die ihr Missfallen ob solcher Zumutungen entsprechend kundgetan hätte. Ich kann mir den genauen Wortlaut vorstellen. Einfacher so. Wohl einsamer, klar.

Wahrhaftig hätte ich mich nicht zu beeilen brauchen. Vor der Werkstatt warte ich bis zehn auf den Monteur, neun war ausgemacht. Der Rover läuft fürs erste. Solange es hell ist, werde ich damit weiterkommen. Die nächste Stadt ist Genua. Nie dort gewesen. War Filippo Miller, tedesco, pittore, alias Goethe, je dort? Mein Gedächtnis nennt mir einen Autozug von Genua bis Köln, den werde ich nehmen.

Sonderbare Mischung von Empfindungen der Erlöstheit und des Alleingelassenseins auf dieser ersten langen Fahrt ohne Anma.

Genua. Nur eine flüchtige, gleißende Ahnung vom Meer, im Mittagsgegenlicht hingestreckt unter schwarz ruhenden Schiffen. Dann führt die Straße im weiten Bogen schnell hinab in die Stadt.

Am Bahnhof stelle ich den Wagen ab in einer verbotenen Zone. Nirgendwo ein Parkplatz. Sofort beäugen ihn einige Bengel. Natürlich geht kein Autozug nach Köln. Zwar gibt es einen, aber der fährt nur im Sommer. Unterwegs in den Bahnhofshallen treffe ich auf einen Schweizer, der Schlafwagendienst tut. Zuhause haben sie eine Autowerkstatt. Feiner Kerl. Rät mir, auf keinen Fall die Reparatur in Genua zu versuchen, wenn ich kein Italienisch könne. Ob ich nicht nach Celerina im Oberengadin fahren wolle. Er

wisse zuverlässig, dass man dort die nötige Lucas-Lichtmaschine vorrätig habe.

»Wieso?«, frage ich entgeistert. »Wieso Celerina? Mann, was soll ich da? Ich habe einen arkadischen Traum, mein Lieber! Wie Goethe und Konsorten. Und übrigens, wer sagt mir, dass ich solange auf Batterie fahren kann?«

»Mit Sicherheit!«, sagt er und malt mir in Ruhe auf einen Zettel, wie ich innerhalb Celerinas die Werkstatt Ramponi finden kann.

Aus welchem Grund finde ich mich keine Stunde später auf dem Weg nach Celerina? Ich kenne nicht einmal den Namen des Mannes, der mir dazu riet, wohl seine Warmherzigkeit. Würde ich überall wieder erkennen, seine Freude am Kameradschaftlichen – äußerst anders als die Freunde, vor denen ich floh. Ich fahre Stunde um Stunde unter einer mächtigen Sonne, esse nichts außer einem Apfel, einer Banane. Die Schokolade vom Bahnhof in Genua schmilzt. Ich fahre, was das Zeug hält, ohne zu stoppen natürlich. Die Ladung steht noch ganz gut, liegt bei knapp elfeinhalb Voltmetern. Allerdings, wenn sie gut ist, hat sie dreizehn. Während ich mich am engen Ufer des Comer Sees entlangarbeite, stehen vor meinem Auge wieder die schwarzen Schiffe der Genueser Ankunft.

So lasst uns denn

Im Schatten sitzen

Wie alte Schiffe ...

Keine Ahnung, wer das schrieb – im Schatten sitzen wie alte Schiffe. Noch nicht! Noch Flucht vor dem frühen Herbst.

Durch das spätsommerliche Bergell fahre ich nach Maloja hinauf, über diesen kuriosen Pass, von dem es nicht wieder bergab geht, denn fast auf seiner Höhe liegt schon der Silser See. In der Dämmerung beginnen die Lärchen zu leuchten.

Beängstigend, wer hier schon alles war, nicht nur Proust, sondern Nietzsche und Rilke und Thomas Mann und Adorno. Jedenfalls weder Anma noch ich. Auch Goethe nicht, oder? Wohl wusste Anma, dass die Auslagen der Bijouterien von Sankt Moritz denen der Zürcher Bahnhofstrasse in nichts nachstehen, jedenfalls nicht im Winter.



Ludmila P. Baizajewa, »Töchter - Mütter«

In Celerina fahre ich an der sonntäglich geschlossenen Werkstatt Ramponi vorüber und miete mich in einem großen Hotelkasten ein. Man wird mir höchstens zwei Übernachtungen gewähren.

Zum Abend esse ich Gnocchi alla Romana. Wenn schon nicht italienisch reisen ... Zur Nachspeise den Rest Goethe. Die Literaturgeschichten meinen, mit diesem Text die Wende zur Klassik einläuten zu müssen. Gut. Von mir aus. Jedenfalls hübsch erzählt, Filippo-Wolfgang. Dein italienischer Oktober lag mehr als zweihundert Jahre vor meinem: 1786. Insgesamt eher harmlos, oder? Vergleich das mit Späterem – Welten dazwischen. Doch eben jener Goethe der ersten italienischen Reise ist jemand, den ich mag: Wie er beschließt, alles, was lexikalisch vielleicht längst geordnet ist, nicht zum Faden seiner Betrachtungen zu machen, sondern sich den eigenen Sinnen zu überlassen.

Mir ist es jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme ... und prüfe ... ob die Falten, die sich in mein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind.

Montags früh will ich den Fenstervorhang lüften, um den Turm von San Gian zu entdecken. Was sehe ich? Schnee. Lautlos schmiegt sich Flocke an Flocke. San Gian dort in der leicht dunstigen Ferne trägt bereits eine Turmhaube von Schnee.

Dann ein behagliches Schweizer Frühstück. Unter der Behaglichkeit wie eine Andeutung das Gefühl des Eingeholtseins, vom Schnee, vom frühen Herbst.

Ramponi zeigt sich nicht überrascht, er spricht davon, dass es ein Rover-Problem sei mit der Lichtmaschine, wie im Jaguar, Lucas-Elektrik, inzwischen verbessert. Zuerst wird er prüfen, ob diese noch zu retten sei, wie auch immer, um 16.00 Uhr könne ich den Wagen holen.

**»500 GRAMM« Nr. 3
erscheint im Februar 2011.**

Einsendeschluß für Beiträge ist der
15. Dezember 2010.

Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme ...

Den Trench zuknöpfen, so hoch es geht, die Hände tief in die Taschen. Gegen kalte Füße empfahl der Vater, die Zehen kräftig zu bewegen. San Gian liegt seit dem 14. Jahrhundert etwas draußen auf einem kleinen Hügel. Gegen Mittag lassen die Schneereste Wiesen- und Bergfarben müde erscheinen. San Gian ist alt und unpräzise. Die Tür ist verschlossen, aber geschmückt, als habe man soeben Hochzeit gefeiert oder den Tod.

Nach links wende ich mich, den Kirchhof zu durchschreiten, um meinen Augen einen neuen Winkel zu gewinnen. Gern erinnere ich mich jenes Mannes, von dem Hofmannsthal erzählt, er hätte sich einen verlassenen, verfallenden Waldfriedhof gekauft. Am oberen Ende des Gottesackerrechtecks finde ich das Generationengrab einer reichen Familie und sehe: Selbst in den Grabmalen wechselte die Mode. Allen aber eignet marmorne Stille.

Ich wende mich seitwärts. In der Sonne rechts des Turms sitzt ein Mädchen und beschattet mit der Hand den Blick auf die Berge, Richtung Bernina. Die fehlte mir jetzt noch hier.

Jetzt blickt sie mich an, aus sehr braunen Augen.
»Aber das kann ja nicht sein!«, ruft sie und schüttelt eigensinnig den Kopf. Die Enden ihres Kopftuchs flattern im Wind. Oh, sie ist nicht gesprächig, sie erzählt nichts.

»Es war wohl nichts mit dem Zwingerdienst?«, forsche ich behutsam.

Kopfschütteln.
»Du bist seit gestern hier?«
Kopfnicken.

Vor meinen Füßen, vor unseren Füßen, im Schutz der hier eng verlaufenden Mauer, stehen unverschnitten die trockenen Blütenkörbchen der Immortellen. Sie fragt nichts. Redet nichts. Lächelt wenig. Faltet die Stirn ein wenig hinaufwärts, als ich frage: »Kommst du mit mir nach Hause?«

Und nickt. Ich stehe auf und ziehe den Schal fester, ehe wir gehen.

»Wie heißt du eigentlich?«, frage ich im Fortgehen.
»Annemarie.«

IMPRESSUM

»500 GRAMM – Journal für Literatur und Graphik«
ISSN 2190-5835 – Nummer 2 – November 2010

Erscheinungsweise: dreimal jährlich,
zukünftig jeweils im Februar, Juni, Oktober
Auflage dieser Ausgabe: 300

Einzelpreis: 3,80 € (bei Versand zzgl. 1,20 €)
Jahresabo: drei Ausgaben 12,00 € (inkl. Versand)
Bezug: 500 GRAMM, Postfach 17 02 52, 53028 Bonn
bzw. per eMail an abonnement@500gramm.de

Herausgeber:
Free Pen Verlag im Bonner Institut für Migrationsforschung und Interkulturelles Lernen (BIM) e.V.,
Thomas-Mann-Straße 1, 53111 Bonn

Redaktion:
Andreas Fieberg, Rainer Maria Gassen, Luisa Giannetta,
Uli Kaup, Thomas Kaut, Peter Linden, Charlotte Springer

Bildnachweise:
Ludmila Petrowna Baizajewa: Emaill-Arbeiten,
Umschlag außen; Seiten 3, 5, 7, 9, 13, 25, 27, 31;
Seite 16: »Amme«, Seite 17: »Verfolgung«; farbig
in Teilaufgabe)

Gestaltung/Druck: Andreas Fieberg

Beiträge – ausschließlich unveröffentlicht, Umfang maximal 20.000 Zeichen – im Word-Format erbeten an: redaktion@500gramm.de. Die Redaktion bittet um Verständnis dafür, daß keine Honorare gezahlt werden können. Mit der Einsendung erklärt der Autor/der Graphiker, daß durch die Veröffentlichung keine Rechte Dritter berührt werden und erteilt die einmalige Abdruckgenehmigung in »500 Gramm«. Alle Rechte verbleiben beim Urheber. Texte erscheinen in der von den Autoren jeweils gewünschten Schreibung. Die Redaktion freut sich über Einsendungen, bittet aber um Nachsicht, wenn nicht in jedem Einzelfall darüber Korrespondenz geführt werden kann.
In »500 GRAMM« veröffentlichte Meinungen oder Auffassungen geben nicht zwangsläufig Meinungen oder Auffassungen der Redaktion wieder.

redaktion@500gramm.de
www.500gramm.de

»500 GRAMM – Journal für Literatur und Graphik«
liegt in diesen Buchhandlungen aus ...

**BUCHHANDLUNG & GALERIE
BÖTTGER**

Belletristik - Sachbuch - Kinderbuch
Pressendruck
CDs - Zeitgenössische Kunst

LYRIK
ist ein fester Bestandteil des Sortiments.

Informationen zu Ausstellungen & Lesungen:
www.buchhandlung-boettger.de

Maximilianstraße 44 | D-53111 Bonn
(gegenüber dem Bonner Hauptbahnhof)
Telefon: 0228.350 27 19
brief@buchhandlung-boettger.de
Öffnungszeiten:
Mo-Fr 10-13 Uhr und 14-19 Uhr | Sa 10-16 Uhr

**Lesen ist
schrecklich!**

A. Schmidt

buchladen 46
Kaiserstr. 46
53113 Bonn

info@buchLaden46.de
0228.223608

... außerdem in der **Buchhandlung JOST**,
Hausdorffstraße 160, 53129 Bonn-Kessenich,
und in der **Buchhandlung AM ANNAKLOSTER**,
Marktstraße 34, 53424 Remagen.

- Ulrich Bergmann ▸ Michael Blasius ▸ Jürgen Born ▸ Sailam Dynsoupe
- Dieter Fraeulin ▸ Dietmar Hübner ▸ Hubert Katzmarz ▸ Uli Kaup
- Monika Lamers ▸ Richard Lennek ▸ peter linden ▸ Gloria Mendoza Borda
- Sarah Rudolf ▸ Helmut Schmelmer ▸ H.-W. Sikkeborg ▸ Christian Thielscher
- Annakutty Valiamangalam ▸ eje winter ▸ Tobias Zynglein

▸ Ludmila Petrowna Baizajewa (Graphik)

